

„Wen der Kuckuck ruft“

Emil Gätjens

Inhaltsverzeichnis

Der Wanderer	7
Die Brücke	42
Der Kuckuck ruft	82
Gretel	129
Der Todesschrei	168
Heimweh	205

Aus Kapitel 1

... Die Eindrücke lenken mich ab und ich bin fasziniert. So übersehe ich beinahe, dass der Wanderer vor mir steht. Vor Überraschung zucke ich zusammen und grüße hastig. Wieder erlebe ich den freundlichen Gruß, der gleichermaßen aus seinem Mund wie aus den Augen kommt. „Guten Morgen darf ich mich zu Ihnen setzen?“, fragt er artig und setzt sich neben mich, noch ehe ich antworten kann. „Als Sie vor einigen Tagen hier vorbei gekommen sind, habe ich mir gewünscht, Sie wiederzusehen und kennenzulernen. Nun sitzen Sie hier und ich freue mich.“ Der Wanderer sagt das erstaunlich unbefangen. Trotzdem ist es mir, als sei er nervös. Eine Weile ist es still, beide schweigen wir. Ich glaube, wir horchen nur in uns hinein. „Hat er etwa eine ähnliche Unruhe, wie ich sie habe?“, frage ich mich in Gedanken. Plötzlich sagt er: „Entschuldigen Sie bitte, mein Name ist Linke, Horst Linke. Es ist unhöflich von mir, dass ich mich erst jetzt vorstelle.“ „Nein, aber nein, Sie haben Ihren Namen ja nicht nennen müssen, wir sind uns doch fremd“, antworte ich. „Ja, das stimmt. Und trotzdem habe ich diesen Eindruck nicht. Mir ist es, als kennen wir uns seit Langem.“ „Ich wohne in der Nähe und kann in den Park sehen. Seit einiger Zeit beobachte ich sie. Fast immer um die gleiche Zeit wandern sie hier vorbei. Im Stillen habe ich sie ‚Wanderer‘ genannt. Sie sind mir also auch nicht fremd“, erzähle ich ihm. Mit halb geöffnetem Mund hört er mir zu. „So“, sagt er nach einer Weile. Dann ist wieder Schweigen. „So“, echot er. „Sie wohnen in dieser Gegend?“

Dann sagt lange Zeit niemand etwas. Zwischen uns ist es still. Wir sitzen nebeneinander, horchen auf die Geräusche in den Bäumen und Sträuchern und sehen den Leuten nach.

Es ist Frühling.

„Wenn ich hier vorbeikomme, habe ich schon drei Kilometer hinter mir. Seit einiger Zeit gehe ich jeden Morgen diesen Weg.“

Ohne Bewegung kann ich nicht sein, und so bin ich täglich auf dieser Strecke unterwegs.“

Einen Moment später fragt er: „Haben Sie denn so viel Zeit, schon morgens das Treiben im Park zu beobachten?“

„Ja.“ Mehr will ich nicht sagen. Er muss nicht wissen, dass ich alleine und schon seit vielen Jahren Witwe bin. Zwischen uns hat sich eine sonderbare Spannung aufgebaut.

„Ich muss weiter“, sagt der Wanderer, steht auf, grüßt und geht hastig davon. Verdutzt sehe ich hinter ihm her. ...

... Nach einigen belanglosen Worten sagt er: „Ich bin krank gewesen.“ War das eine Entschuldigung oder nur so dahingesagt? Vielleicht wollte er mir damit auch sagen, dass es ihm leidtut, viele Tage nicht gekommen zu sein. In meinen Ohren klingt es jedenfalls wie Musik. Horst hätte das doch gar nicht sagen brauchen.

„So“, sage ich, „hoffentlich ist es nichts Ernstes gewesen.“

„Nein, ich war nur etwas erkältet und musste einige Tage im Bett bleiben. Dabei ging mir so manches durch den Kopf“, entgegnet er.

Was ist es nur, denke ich, was mich seit dem Tag, als wir uns zum ersten Mal im Park sahen, so unruhig macht?

Die Antwort finde ich nicht.

„Für mich ist es ein ganz besonderes Erlebnis, Ihnen begegnet zu sein“, bemerke ich.

Plötzlich steht der Wanderer auf, mustert mich eine Weile schweigend und sieht mir direkt ins Gesicht.

„Sind Sie das Mädchen mit den braunen Haaren, das immer in den Höfen mit der Freundin Ball, mit dieser Schweinsblase, gespielt hat?“

Meine Haare sind nicht mehr braun, seit Langem nicht mehr. Auch sonst habe ich mich sehr verändert. Wie kommt er nur zu dieser Frage?, schießt es mir durch den Kopf.

„Ja“, sage ich erstaunt. Mit dieser Frage habe ich nicht gerechnet. Ist er etwa der Junge von damals, der zu uns in den Hof kam? Ich werde zurückversetzt in die Kinderzeit. Ich sehe sie wieder vor mir, die beiden Jungen, als sie den Leinenbeutel aufmachten und uns mit Butter und Schokolade belegtes Weißbrot gaben. Es ist mir unmöglich, ruhig zu bleiben. Augenblicklich schießt mir die Frage heraus: „Dann sind Sie der blonde, strubbelige Junge mit den dreckigen Füßen, der auf den Schiffen betteln ging?“

„Ja der bin ich!“, erwidert er.

In diesen wenigen Augenblicken habe ich den Text meines Tagebuches vor Augen. Alles hatte ich aufgeschrieben. Dieses Wiedersehen ist ein Wunder. Das ist ein freudiges Erkennen. Wir lachen beide und reden vor Aufregung durcheinander, sodass einer den anderen kaum versteht. Am liebsten hätte ich Horst in die Arme genommen. Rechtzeitig besinne ich mich. Er setzt sich wieder.

„Nun dürfen wir uns nicht mehr mit ‚Sie‘ anreden. Wir sind doch alte Freunde“, sagt er.

„Nein, kein ‚Sie‘ mehr! Ich heiße Anneliese.“

„Ich bin der Horst.“ Eine Ahnung überkommt mich. Das muss es gewesen sein, warum ich so erregt war, als ich Horst das erste Mal gesehen habe. Nein, erkannt habe ich ihn nicht, doch ist zwischen uns etwas gewesen, das in mir diese Unruhe ausgelöst hat. Das war von ihm ausgegangen. Ob Horst ein ähnliches Empfinden hatte? Ich will ihn nicht danach fragen. ...

... „Ich werde über dich ein Buch schreiben, einen autobiografischen Roman, der einige Jahre deiner Kindheit schildert, und wenn du mir alles von dir berichtest, bin ich allwissend und kann als Erzählerin dein Leben schildern. Dabei werde mich ganz in deine Seele und in deine Geschichten versenken. Ich weiß alles von dir, ich werde meine Fantasie spielen lassen und die oft so sachlich von dir vorgetragene Schilderung ausschmcken. Nach so vielen Jahren weiß niemand mehr genau, wie alles gewesen ist. Ich kann gut fantasieren, du wirst begeistert sein. Das ist eine große und schöne Aufgabe. Wirst du mir für diesen Roman auch immer den Stoff liefern? Was sagst du dazu?“, fordere ich ihn zu einer Antwort auf. Horst sagt bei diesem emotionalen Ausbruch seiner Geliebten gar nichts. Er ist einfach sprachlos. Er erlebt mal wieder eine der Überraschungen, die ich ihm so gerne bereite, nur dieses Mal ist es ernst. „Du nimmst dir viel vor. Glaubst du, dass dir das gelingen wird? Schreibe bloß keinen Mist über mich!“, wendet er schließlich ein. „Ja, ich glaube, dass ich das kann, weil ich es will. Bis jetzt habe ich nicht gewusst, dass ich solche Energie komprimieren kann. Jetzt spüre ich, dass es möglich sein wird. Es ist beschlossen und ich werde es tun“, erwidere ich. Dazu sagt Horst nichts mehr. Er erzählt und mir wird bange, ob ich am Ende alles behalte und nichts durcheinanderpurzelt. Damit nicht die Erlebnisse mit den falschen Orten durcheinandergeraten, Zeiten verschoben und die Personen verwechselt werden, kaufe ich mir ein Diktiergerät und nenne es Quasselstrippe. Dazu kaufe ich einige kleiner Tonbänder und höre sie ab, nachdem sie besprochen und nummeriert sind. „Was du dir für Mühe machst, willst du damit Geld verdienen?“, will Horst wissen. „Wenn jemand mein Manuskript druckt, gerne. Nur daran glaube ich nicht. Toll wäre das schon. Aber wer will lesen, was ich schreibe? Sicher niemand. Wen interessiert schon ein schlecht geschriebenes Buch über das Schicksal eines Kindes in den letzten Kriegsjahren? Trotzdem, ich werde das Buch für dich schreiben und es dir schenken. Durch das Schreiben bekomme ich einen tiefen Einblick in deine Seele. Für dich ist es sicher eine gute Erinnerung, denn das Hässliche wird auch bei dir verblassen und das Schöne bleibt. Ist das nicht Verdienst genug?“ In diese Antwort habe ich mein ganzes Gefühl gelegt, das ich für Horst

in mir habe. Meine Liebesfrequenz steigt. Sollte es mir doch einmal in meinem Leben gelingen, ein Buch zu schreiben? Außer dem Tagebuch habe ich noch nichts verfasst und meine Schulbildung ist eher schlecht als gut. Horst kann ich für mein Vorhaben nicht besonders begeistern, aber er macht mit. Ich kaufe mir einen Computer und in einem Kurs lege ich rasch die Angst vor dieser Höllenmaschine ab, finde mich schnell im Schreibprogramm zurecht. Zwischendurch mache ich Aufzeichnungen. Ein Blatt nach dem anderen füllt sich; andere zerreiße ich wieder, weil der Text nicht meiner Vorstellung entspricht. Trotzdem nimmt meine Geschichte langsam Form und Gestalt an. Ich lerne, dass ich jeden Tag schreiben muss, und habe dabei auf nichts zu achten. Die Korrektur der Rechtschreibung, Grammatik kommt später. Auch unnütze Wörter sollen dann entfernt werden. Trotzdem hat meine Schreiberei keinen Stil, alles liest sich wie ein chaotisches Durcheinander. Das ist harte Knochenarbeit, stelle ich fest, aber ich halte mit mäßigem Erfolg durch. Der Einfall und die Idee sind vorhanden und die Geschichte gewinnt Gestalt. Durch meine Wahrnehmung bei den zahlreichen Gesprächen mit Horst, durch meine eigenen Lebenserfahrungen, die Tagesabläufe und nicht zuletzt durch das Tagebuch. Es ist mir nur vage bewusst, dass zwischen der Idee und dem fertigen Roman der Schweiß der Arbeit liegt. Buchstabe für Buchstabe, Wort für Wort, Satz für Satz, muss auf vorher weißes Papier geschrieben werden, und dabei sind sie nicht alle gut. Ich kann nur staunen, wie weit der Weg ist, das Geschriebene kreativ auszudrücken. In einer Werbung lese ich davon, dass es Schreibkurse gibt. Es wird gesagt, dass schreiben ein Handwerk sei, welches mit Fleiß von fast jedem zu erlernen ist. Der Kursus ist nicht billig, was soll ich tun? Meine Schulzeit ist seit Jahrzehnten vorbei und vieles wurde vergessen, und mit meiner Rechtschreibung hapert es auch. Im Internet überprüfe ich das Angebot der Schreibschule für Anfänger und beschließe, mich anzumelden. Ich werde teilnehmen. Oh Wunder, nach einigen Wochen zeigen sich erste Erfolge. Dem Rat der Schule folgend, schreibe ich wieder drauflos und bringe die Texte von den Tonbändern zu Papier. Ich schreibe und schreibe, gönne mir kaum eine Pause. Dabei achte ich nun mehr auf die Sinngestaltung und auf den Stil. So komme ich wenigstens von der Stelle. Etwas Neues, von dem ich vorher nichts gehört habe, stellt sich ein, die Schreibblockade. Plötzlich geht nichts mehr und ich trete auf der Stelle. Kein vernünftiger Satz will mir einfallen. Die Muse schläft. An manchem Tag sitze ich Stunde um Stunde vor dem PC ohne einen brauchbaren Satz in meinem Kopf und ich versuche, mit dem Stift weiterzuschreiben. Die immer neuen weißen Blätter erschrecken mich. Dann spiele ich die Bänder ab, sortiere meine Gedanken und suche nach passenden Worten und Sätzen. Ich brauche einen Raum mit geschlossener Türe für mich, der

von einem braven Cerberus bewacht wird und alles Störende fernhält. Diese erfolglosen Stunden und Tage regen sogar Horst auf. Ich schicke ihn weg, wenn ich arbeite. Er geht einkaufen oder in den Park. Mittags kocht er und entlastet mich damit. Wer kann sich schon vorstellen, was so alles um den Schreibtisch einer Schriftstellerin herum passiert? Sie braucht dicke Nerven, eine Engelsgeduld und dazu einen tüchtigen Schuss Humor. Das scheinbar so Leichte kostet Schweiß und manches Mal auch Tränen. ...

Aus Kapitel 2

... „Was ist los?“ Aus tiefstem Schlaf gerissen springt Hilde aus ihrem Bett. Einen Moment ist sie völlig verwirrt. Sie kommt nicht mehr dazu, sich das Kleid überzuziehen. Als das Bollern auf dem Fallwerk aufhört und die Lichter ausgehen, ist sie vor Übermüdung nicht aufgewacht. Sonst ist das immer so. Sie rafft alles zusammen, ist nur mit ihrem Unterrock bekleidet und schiebt die Kinder, die trotz der Panik die Tasche nicht vergessen, vor sich her in den Keller. Die Sirenen der ganzen Stadt heulen vom kommenden Tod. Akutalarm! Das Blut der Menschen erstarrt in den Adern und schon fallen mit Getöse und lauten Explosionen die ersten Bomben. Sie sind gekommen, nicht lautlos, sondern dieses Mal so schnell, dass die Warnsysteme versagt haben. Sie kommen zu Hunderten, zu Tausenden und immer neue Verbände der schweren Bomber bringt der Himmel hervor. In der Nacht glänzen die silbernen Todesvögel im Schein der Tannenbäume und sie sind wegen des klaren Himmels mit bloßen Augen zu sehen. Die Scheinwerfer suchen und die Flak ballert ohne Unterbrechung. Das hundertfache Dröhnen der Flugzeugmotoren vermischt sich mit dem singenden Heulen der fallenden Bomben. Dann hören sie die Einschläge. Die Erde bebt. Bis zu ihnen in die Keller dringen die Schmerzensschreie der Getroffenen. Der SA-Mann kommt in den Keller gestürzt: „Dieses Mal trifft es uns“, schreit er keuchend. „Jetzt bekommen wir es ab!“ Aber das wissen die geplagten Menschen ja schon. Rings herum hört man das Krachen der Einschläge, wenn die Bomben bersten und die Splitter gegen die Wände der Häuser schlagen. Durch den Luftdruck der explodierenden Luftminen werden Hauswände eingedrückt. Die Gequälten sitzen zusammengesunken mit gefalteten Händen und beten. Mütter trösten ihre Kinder, die sie auf den Armen wiegen. Andere fluchen dem lieben Gott. Welch ein Wort: ‚Lieber Gott‘, bei diesem grausamen Elend. Der enge Schutzraum ist erfüllt mit Weinen und Schluchzen. Hilde betet auch leise, dabei hat sie Karl und Hannes zwischen ihren Beinen auf dem Boden sitzen und tröstet sie. Die Kinder weinen. Sprechen können sie nicht. Die Angst schnürt ihnen die Kehle zu. Schluchzen, beten, schreien und fluchen füllt den engen Raum und sie wissen, erwischt sie ein Volltreffer, kommt niemand lebend aus den Mauern heraus.

„Müssen wir jetzt sterben?“, jammert Karl. Wieder ein Einschlag, ganz in der Nähe. Todesschreie!

Tausende Tonnen Bomben werden abgeworfen: Sprengbomben, Luftminen und Brandbomben, welche ganze Häuserblocks in Brand setzen, ein Bild totaler Zerstörung. So geballt ist die Stadt noch nie getroffen worden. Karl trifft dieses entsetzliche Erlebnis tief im Kern seines jungen Lebens. Zu den Explosionen und Todesschreien mischt sich das Heulen der Feuerwehren. Auf jedem freien Platz ist ein Feuerteich angelegt und so gibt es an allen Plätzen Löschwasser. Durch die Bomben sind auch die Hydranten zerstört. Es brennt überall! Die ganze Stadt brennt.

Das Feuer findet in den schmalen Gassen mit den eng aneinander gebauten Wohnblocks, oft mehrgeschossig, reichlich Nahrung. Es wird mit dem Holz der Dachstühle, Möbel Fensterrahmen und anderem Brennbarem gefüttert. Das Feuer ist dankbar und lodert hell in den Himmel. Wie Kamine wirken die Häuserschluchten. Der heiße Wind, der im Feuer geboren wird, steigt nach oben, nimmt an Geschwindigkeit zu, wird zum Feuersturm und zieht den Sauerstoff aus seiner Umgebung. Er fegt durch die schmalen Straßen und reißt alles mit. Dabei dringt die Feuerglut auch nach unten und bläst in die Schächte und Luftschlitze bis in die Keller. Das Feuer saugt den Sauerstoff aus der Atemluft, sodass die Menschen verbrennen und ersticken. Grausam und zugleich gnädig ist dieses Sterben, weil es die Menschen überrascht. Später sehen die Helfer die Körper an den Wänden gelehnt sitzen, als ob sie noch lebten. Andere sind bis zur Unkenntlichkeit verkohlt und auf Kindergröße geschrumpft. Hilde, ihre Familie und die Anderen im Keller sind dieses Mal verschont worden. Der SA-Mann läuft nach draußen und kommt sofort zurück.

„Unsere Häuser brennen nicht“, ruft er in den Keller. Erleichtert sehen sich die Geschundenen an. Dann kommt die Entwarnung!

Raus aus dem Keller, vielleicht brennt das Haus ja doch. Sie wissen fast alle, was passieren kann. Einen Streifschuss hat das Haus abbekommen, aber das meiste ist nicht beschädigt.

Hilde ist überglücklich. Leise flüstert sie: „Wir leben noch“, und drückt die Kinder an sich. Ihren Augen bietet sich ein Bild der Verwüstung und des Grauens. Verletzte schreien in Todesangst. Verstümmelte und Tote liegen auf der Straße. Karls Augen weiten sich. Blankes Entsetzen steht darin geschrieben. Sein Kinderherz ist verwundet und es zerreißt ihn fast vor Schmerz. ...

... Dann traben die Zwillinge heran. Sie sehen Trine und Karl an und spüren die dicke Luft. Corie platzt heraus: „Was ist mit euch los?“

Trine weiß nichts und Karl sagt nichts! Stumm sitzen die Freunde eine Weile herum und starren auf den nassen Fleck. „Soviel hat Karl noch nie gespuckt! Der hat doch was?“, stellen die Zwillinge fest.

Langsam begreifen sie: „Was ist los?“, fragt Corie.

Karl reißt sich zusammen und schluckt.

„Die wollen mich wegschicken, an die Tauber!“

„Wohin?“ Wie aus einem Mund kommt von allen diese Frage.

„Wo ist denn das? Nie gehört!“

„So ganz genau weiß ich das auch nicht“, sagt Karl.

„Und was ist die Tauber?“, fragt Conni.

„Mukie sagte das Wort. Ich habe wirklich keine Ahnung!“, gesteht Karl.

„Hab ich noch nie gehört“, ärgert sich die schlaue Corie. Nun wird Karl lebendig. Er weiß mehr als die anderen, was ihm bisher immer Vorteile gebracht hat.

„Weit ist das. Soweit, dass ich mit der Eisenbahn fahren muss. Ganz alleine soll ich dorthin. Hannes fährt nur für eine kurze Zeit mit, bis Ostern. Dann muss er wieder zurück und ich bleibe alleine da; bei fremden Menschen!“

„Du fährst weg? - So weit? - An die Tauber?“ Mehr bringen die Freunde nicht heraus. Das verschlägt ihnen die Sprache. Trine summt „Oh, du Fröhliche ...“

„Halt doch deinen Schnabel!“, schreit Corie sie an.

„Mukie hat mich schon angemeldet. Sie sagt, das ist wegen der Bomben“, erklärt Karl.

„Wann fährst du?“, fragt Trine.

„Bald, glaube ich“, gibt er zur Antwort.

„Wir müssen hier bleiben! Ganz allein, ohne dich“, stellt Trine traurig fest. Die Stimmung ist im Eimer. Die Kinder spüren die kommende Veränderung und sind bedrückt. Zum ersten Mal trennen sie sich.

Karl spuckt. Trine singt: „Oh, du Fröhliche ...“

Corie verliert die Nerven und schreit die beiden an: „Habt ihr nichts anderes zu tun?“

Dann sitzen sie wieder stumm nebeneinander auf dem Sockel. Sie haben wirklich nichts anderes zu tun, als herumzusitzen. Es sind Sommerferien, und außerdem ist die Schule kaputt. Karl ist mit diesem Dilemma schon am Morgen aufgewacht und aus dem Hof gelaufen. Nichts kann ihn trösten. Jetzt ist er froh, dass sie darüber sprechen.

„Fallen da keine Bomben?“, will Conni wissen.

„Ich glaube nicht. Flugzeuge sind da auch keine“, antwortet Karl.

„Musst du nachts nicht mehr in den Keller?“, Trine macht sich Gedanken um Karl.

„Nein, wenn doch keine Flieger kommen.“

„Wirst du uns schreiben?“, will sie noch wissen.

„Keine Ahnung! Ich werde euch zu Weihnachten eine Karte schicken.“

„Wenn du draufschreibst, wo du bist, schicken wir dir auch eine“, sagt Conni und will die Freunde ablenken. ...

Aus Kapitel 4

... „Karl!“, ruft Muader.

Der trabt die Treppe hinunter, immer zwei Stufen nehmend, direkt auf die Küche zu, reißt die Tür auf und prallt überrascht zurück. Sprachlos starrt er in den Raum. Ein wunderschönes Geschöpf lächelt ihn an. Lange, blonde Haare, in zwei Zöpfe geflochten, die etwas vom Kopf abstehen, umrahmen ein blasses Gesichtchen. Blaue Augen sehen ihn erwartungsvoll an. Das schöne Mädchen steckt in einem himmelblauen Kleid. Sie steht wie eine Puppe vor ihm, in die sich ein Kind gerne verliebt.

„I ben die Gretel aus Stuagert.“ Nach einer sekundenlangen Pause spricht sie weiter: „Mei Muader hot mi heit morga brocht, jetzt bleib i do.“

Karl sagt vor Staunen kein Wort. Mit leicht geöffnetem Mund sieht er unverwandt das Mädchen an. Muader, neben den beiden stehend, betrachtet die beiden aus geringer Entfernung. Solche Wirkung hat sie nicht erwartet. Was geht in den Kindern vor? Egal, sie sind sich jedenfalls nicht gleichgültig. Das gefällt ihr. Was wäre gewesen, wenn sie sich nicht sympathisch wären?

„Gretel, das ist Karl“, sagt sie schließlich. „Er ist hier, weil bei ihm zu Hause auch Bomben fallen, genau wie bei euch in Stuttgart. Er wohnt schon fast ein Jahr bei uns und kennt sich gut aus. Er wird dir später alles zeigen.“

Muader sieht von Gretel auf Karl und denkt: ‚Jetzt habe ich zwei Bombenkinder im Haus.‘ Karl hat noch immer kein Wort gesprochen. Er weiß nicht, was er sagen soll. Gretel spricht dieselbe Sprache wie seine Leute hier auf dem Hof. Er kann sie gut verstehen, das hat er inzwischen gelernt. Nachdem er eine Weile herumgedrückt hat, fragt er: „Was gibt’s zu essen?“

„Dein Lieblingsgericht, Linsengemüse mit Saumagen und Spätzle“, sagt Muader. Gretel hat zaghafte Karls Hand gefasst.

„Komm, zeig mr ellas. I ben sehr neugierig!“, und sie läuft bei dieser schnellen Vertrautheit rot an.

„Nein, nicht so schnell! Jetzt wird erst gegessen, dann macht Karl seine Hausaufgaben und du gehst auf dein Zimmer, packst aus und ziehst dich um! Später ist noch Zeit genug.“

Karl ist vollkommen befangen und sagt auch weiterhin nichts.

Den Hunger hat er fast vergessen. Für die beiden beginnt eine andere, eine neue Zeit. Von nun an hat Karl eine Freundin. ...

... Der warme Tag löst ihnen die Zunge und eine Vorahnung überkommt sie, die sich auf ihr Gemüt legt. Ihnen ist es, als sei ihre gemeinsame Zeit bald vorüber. Ohne sich abzusprechen, empfinden beide das Gleiche. Gretel beginnt von zu Hause zu

erzählen, von dem letzten schweren Bombenangriff. Ihr Haus in der Stadt wurde zerstört und die Eltern haben sie hierher geschickt.

„Vadder isch bei de Soldata. Dei Papa au?“, erzählt sie.

„Nein, der wurde verwundet und kocht jetzt für die gefangenen Polen“, antwortet Karl.

„Mei Vadder hot em Büro gschafft. Muader au“, Gretel ist in Erzähllaune.

„Hast du eine Puppe?“, will Karl wissen.

„Jo, dahoim. Die han i net mitnemma dürfa. Muader sagt, die sei arg deier gewesa ond viel zu schad für da Bauernhof, wos bloß Misch und Jauche gibt.“ Von ihrer Puppe erzählt Gretel gerne.

„Das stimmt aber nicht. Kennen deine Eltern den Hof nicht? Ihr seid doch mit dem Bauern verwandt“, wendet Karl ein.

„Net so richtig. Sia han aber so a Angscht, dass i von de Bomba troffa werd, drum ben i do.“

„Ach so, nur wegen der Bomben. Aber hier ist es doch schön. Ich finde alles gut, vor allem die Wildnis hinter der Scheune. Manches Mal fühle ich mich wie ein Kuckuck, der ohne Ziel umherfliegt. Der Krieg und die Bomben sind schuld, dass ich in ein fremdes Nest gelegt wurde“, sagt er.

„Ich habe auch eine Puppe, mein Negerbaby, die durfte ich auch nicht mitnehmen. In der Tasche war kein Platz mehr für sie. Weihnachten hat Mukie Negerbaby mitgebracht. Hast du sie noch nicht gesehen?“, fragt Karl.

„Noi, du hosch se mr net zeigt“, sagt Gretel.

„Sie ist braun wie Kakao und hat Lippen wie reife Kirschen, zu Hause zeig’ ich sie dir“, sagt Karl stolz. Hast du deine Puppe zu Weihnachten bekommen?“, fragt Karl.

„Noi, zu meim sechsta Geburtstag“, erklärt Gretel.

„Hat sie einen Namen? Puppen ohne Namen finde ich doof“, will Karl wissen.

„Lisa“, sagt Gretel. – „Sie liebt ihre Lisa“, denkt Karl.

„Ein richtiger Mädchenname, sie muss bestimmt schön sein. Hast du Freunde in Stuttgart?“, fragt Karl weiter.

„Nio, i war emmer alloi, Muader hot den Lärm net vertrage, den andere Kender gmacht hen. Drum hot se wella, dass i Biacher les. Hosch du Freind ghet?“, fragte Gretel interessiert.

„Ja, die Sockelbande. Wir saßen immer im Hof auf dem Sockel. Auf die Straße durften wir nicht, weil oft Alarm war. Wir waren nur am Haus. Da war die Trine, die keinen Bauchnabel hat und jeden Tag ‚Oh, du Fröhliche ...‘ sang, dann noch die Zwillinge Corie und Conni. Wir waren immer zusammen, am Tag auf dem Sockel und nachts im Keller. Manches Mal kam noch Mia Henkel, die ihre Oma besuchte.“

„Muss des schee sei, so viele Freind zom han. I ben emmer einsam gwesa“, sagt Gretel traurig.

Plötzlich sieht Gretel Karl fragend an: „Trine hot koin Bauchnabl?“ „Nein“, antwortet Karl.

Gretel sagt nichts, liegt still auf dem Rücken und sieht zu den Wolken, dann schließt sie die Augen. Karl denkt, dass Gretel eingeschlafen sei, und ist ganz still, nur die Luft ist erfüllt von dem fleißigen Summen der Bienen. Solange die Sonne warm scheint, sind sie zu hören, auch die Buchfinken schlagen. Nach einer Weile fragt sie wieder: „Koin Bauchnabl?“ Karl sieht Gretel verwundert an. „Nein, keinen! Das hat sogar ihre Mutter gesagt“, Karl nickte zur Bestätigung.

„Und du? Hast du einen?“, fragte Karl.

„I glaub, ja“, antwortet Gretel.

„Weißt du das nicht genau?“ Karl wundert sich.

„Noi!“, sagt Gretel verschämt.

Sie liegt weiter still auf dem Rücken und tut, als zähle sie Schäfchen. Die Gedanken in ihrem Kopf jagen jedoch schneller als die Wolken.

„Koin Bauchnabel? Wie kann des sei?“, denkt sie.

Plötzlich beginnt sie, an ihrem Kleid zu zerren. Weil es lang ist und bis über die Knie reicht, bekommt sie es im Liegen nicht hochgezogen. Dann versucht sie die Hose zu erreichen, um sie herunter zu ziehen. Auch damit hat sie keinen Erfolg. Gretel zieht und zerrt und ist dabei fast außer Atem. Plötzlich springt sie wütend auf, stellt sich vor Karl, hebt mit der Linken das Kleid hoch, und zieht mit der Rechten ihre Hose runter, dabei sieht sie Karl verzweifelt an. Eine Weile sind beide still und verlegen.

„Han i oin oder han i koin?“, fragt Gretel mit zaghafter Stimme. Jetzt ist Karl überfordert. Gretel bleibt mit hochgehobenem Kleid und heruntergelassener Hose vor Karl stehen. Was bleibt ihm anderes übrig als hinzusehen. Was er sieht, lässt ihm den Atem stocken. Er reibt sich über die Augen, macht sie zu. Als er sie wieder öffnet, steht Gretel noch immer vor ihm und wartet auf eine Antwort. Ruckartig setzt er sich auf. Endlich kommt es heiser über seine Lippen: „Du hast ja zwei!“ „Zwoi?“ Gretels Augen weiten sich vor Entsetzen.

„Zwoi?“, fragt sie noch mal, nun ganz verzweifelt.

„Ja, einen unten und einen in der Mitte.“

„I han koine zwoi!“, schreit Gretel, richtet ihr Kleid, legt sich wieder neben Karl und sagt kein Wort mehr. „Gretel schämt sich“, denkt Karl. „Das von von Trine hätte ich ihr nicht erzählen dürfen“, und macht sich Vorwürfe.

Behutsam fasst er ihre Hand. Sie lässt es geschehen.

„Lass uns jetzt nach Hause gehen, es ist bestimmt schon spät“, sagt Karl nach einer Weile.

„Noi, i will noch a bissle bleiba“, dabei drückt sie seine Hand.

Dann ist es wieder still. Beide lauschen über die Wiese und zum Wald. Die Sonne hat noch bei Weitem nicht den Zenit erreicht, als sie früh zu Hause weggegangen sind. Jetzt muss Mittag lange vorbei sein, schon stehen die Strahlen schräg über den Bäumen. Die Kinder sind wie berauscht. Ob es die milde Luft ist oder das leise Säuseln in den Bäumen, wenn die Blätter

einander berühren? Oder ist es vielleicht das Summen der Bienen und Hummeln und Zirpen der Grashüpfer? Wieder drückt Gretel Karls Hand.

„Jetzt hoscht mi ganz gsäha. Jetzt derfet mr nemmer ausanander ganga! Wirsch du mi heirate wenn mr groß sen?“ Gretel sagt das mit fester Stimme.

„Ja, wir werden uns nie mehr trennen!“, sagt Karl ebenso überzeugt. Sie liegen beide noch immer nebeneinander in der Sonne auf dem kühlen, vom Moos durchsetzten Gras.

Gretel schließt die Augen. Der Ellenbogen drückt sich in den weichen Boden, als Karl sich zu Gretel hinüber beugt und ohne Scheu seine freie Hand ausstreckt, Gretel berührt und mit einem Finger zart ihre Wange streichelt. Sie wehrt sich nicht gegen die Berührung. Wie verzaubert liegen sie im Gras.

In diesen Zauber gehüllt wissen sie später nicht mehr, wie lange sie im Bann dieser Empfindung beieinander waren. Der Zeit sind die Sekunden und Minuten verloren gegangen.

„Hosch du scho a mol a Mädle küsst“, fragt Gretel unvermittelt.

„Nein, nie!“, sagt Karl überrascht.

„Mir zwoi dürfet des, weil mir ons versprocha hen, emmer bei nander zu bleiba.“ Überzeugung spricht aus Gretel. Karl zieht seine Hand zurück und sieht Gretel an. Dann beugt er sich ohne ein Wort über ihr Gesicht und will sie küssen. An das Problem, dass sie ja beide ihre Nasen mitten im Gesicht haben und sie im Weg sein können, hat er nicht gedacht.

„Es geht nicht“, sagt Karl hilflos.

„Doch“, Gretel dreht ihren Kopf ein wenig zur Seite und zieht Karls Gesicht zu sich heran. Karl ist benommen und wundert sich, dass die Nasen nicht mehr im Weg sind. Er spürt ganz zart ihre warmen Lippen auf seinem Mund. Das ist zu viel für ihn und er legt sich wieder neben Gretel ins Gras.

Lange ist es still zwischen den beiden. ...

Aus Kapitel 6

Dann kommt Hilde ihr Kind zu holen und Karl meint, dass die Zeit doch schnell vergangen ist, seit er in das Dorf kam.

„Wann fährt denn euer Zug?“, will Muader wissen.

„Es fahren nur selten Personenzüge. Wir werden in Würzburg warten müssen, bis uns einer mitnimmt.“

Nun haben sie es plötzlich eilig. Der Ochse wird angespannt und los geht die Fahrt zur nächsten Stadt. Muader hat einen großen Korb mit vielen guten Sachen, Wurst, Schinken, Brot, Marmelade, Obst und einen großen Hefezopf, gepackt. Die wenigen Sachen, die Karl besitzt, sind schnell in einer Tasche verstaut. Als Karl hier ankam, war er schüchtern, ängstlich und weinte vor Heimweh. Jetzt ist er groß und verabschiedet sich von seiner Bauernfamilie mit kräftigem Handschlag. Plötzlich kommt es doch über ihn. Er fällt Muader und Josefine um den

Hals und schluchzt wie vor zwei Jahren. Dann wendet er sich ab, springt auf den Wagen und dreht sich nicht mehr um. Hier ist seine Zeit zu Ende! Jetzt blickt er nur nach vorne! Langsam setzt sich der Wagen in Bewegung, und bald sind sie in der Stadt. An einer Sammelstelle stehen LKW, auch alte Holzvergaser, die der Krieg verschont hat. Mit einer solchen Klapperkiste fährt die kleine Gesellschaft nach Würzburg. Der Wind pfeift und Karl stellt den Kragen seiner dünnen Jacke hoch. Er friert. Der Bahnhof sieht nicht mehr so aus wie vor zwei Jahren. Die Halle hat kein Dach, und das Portal steht nicht mehr. An einem Behelfsschalter kauft Hilde die Fahrkarten. Die beiden gehen durch die Sperre auf den dachlosen Bahnsteig. Mukie sucht den Bahnhofsvorsteher.

„Wann fährt der nächste Zug?“, will sie wissen.

Was sie hört, entmutigt sie.

„Mit einem Personenzug ist nicht zu rechnen“, sagt er.

Später kommt er zurück.

„In einer Stunde fährt ein Zug mit Grubenholz nach Norden. Wenn Ihnen das gut genug ist, klettern sie rauf.“

Mit dem Arm weist er über die Gleise auf einen wartenden Güterzug. „Warten Sie, ich helfe Ihnen mit dem Kind hinauf.“

Er hievt das wenige Gepäck nach oben und hilft den beiden. Die Stämme sind so auf Länge geschnitten, dass drei hintereinander auf die Ladefläche passen. Schnell hat er von der mittleren Reihe einige zu beiden Seiten nach außen gegen die Stützstangen gelegt, sodass sich innen eine Mulde bildet.

„Legen Sie sich da hinein, dann pfeift der Fahrwind über sie hinweg. Heute Nacht bleibt es trocken, aber es wird kalt. Hilde bedankt sich bei dem freundlichen Mann. Sie legt ihren Mantel über Karl, seinen Kopf in ihren Schoß und hält endlich den Sohn in ihren Armen.

„Ist jetzt der Krieg für immer aus?“, fragt Karl noch, bevor er einschläft.

„Ja, der Krieg ist aus“, und ihr wird das Herz schwer, weil sie ihm noch nicht alles gesagt hat. Endlich geht die Fahrt los und der Fahrwind dringt durch die Kleider, durch die Haut und bis in die Knochen. Sie scheint kein Ende zu nehmen. Karl schläft und auch Hilde wird zwischendurch von einem leichten Schlaf aus der trostlosen Wirklichkeit herausgeführt. Mehrmals hält der Zug. So dauert die Fahrt den Nachmittag und die ganze Nacht. Einige Male müssen sie in einen anderen Zug umsteigen. Aber auch die längste Reise geht einmal zu Ende. Im Morgennebel hält der Zug vor dem Wasser.

Endstation.

Mit steifen, schmerzenden Beinen steigen alle Reisenden aus und gehen langsam auf den Kanal zu. Karl trägt den Korb, der leicht geworden ist, Hilde die Tasche. Durch den Frühdunst, der in der Dämmerung über dem Wasser liegt, sieht er die Pontonbrücke. Dann blickt Karl zur Seite. Neben den Pontons liegt die zerstörte Brücke im Wasser. Er bleibt stehen, stellt den

Korb auf den Boden und blickt starr auf die gesprengte Brücke, über die er damals in ein buntes Kuckucksleben gefahren ist.

„Sie ist durch den Krieg zerstört“, flüstert er. Karl weint nicht, weint nicht mehr. Bald wird er ein Mann sein. Hilde hat ebenfalls ihre Tasche abgestellt und steht neben ihrem Sohn.

„Ja, das ist der Krieg gewesen. Der hat nur Not und Leid gebracht.“

Sie legt ihren Arm um Karls Schulter und hält ihn fest, als hätte sie Angst, ihn zu verlieren.

Dann sagt sie: „Wir haben kein Zuhause mehr, mein Junge, und Vater ist tot, dein Bruder auch.“

Karl sagt nichts. Er dreht sich um und sieht mit leerem Blick ein letztes Mal nach hinten auf das, was vorbei ist, dann sagt er:

„Komm, Mukie, lass uns über den Kanal gehen, dann sind wir zu Hause.“